

HEYNE <

Das Buch

Der Pariser Untersuchungsrichter Jacques Ricou muss eine grauenhafte Bluttat aufklären. Drei Menschen werden in einem Wald in der Nähe von Paris in ihrem Auto erschossen aufgefunden. Im Leben von Mohammed, dem Fahrer des Wagens, finden sich Hinweise auf mögliche Motive. Aber was ist mit dem Radfahrer, der unweit des Tatorts ermordet wurde? Nur die kleine Kalila, die einzige überlebende Tatzeugin, die sich während des Massakers im Kofferraum versteckt hatte, könnte zur Aufklärung beitragen. Aber sie steht unter Schock und darf nicht befragt werden. Die Vermutung des Richters, es könne sich um einen Drogenkrieg handeln, führt ihn nach Marrakesch – und in einen Sumpf von Verbrechen, Politik und Korruption.

Der Autor

Ulrich Wickert, geboren 1942 in Tokio, ist einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands. Er war als Korrespondent in den USA und in Frankreich tätig, außerdem langjähriger Moderator der *Tagesthemen*. Er lebt in Hamburg und Südfrankreich, wo er neben politischen Sachbüchern auch Kriminalromane schreibt.

www.ulrichwickert.de

ULRICH WICKERT

**DAS
MAROKKANISCHE
MÄDCHEN**

Ein Fall für Jacques Ricou

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 09/2015
Copyright © 2014 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Copyright © 2015 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock / Golaizola
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41858-5

www.heyne.de

Für Julia

FÜNFUNDZWANZIG SCHUSS

Paris erwachte langsam, als er um sieben Uhr die rote Eingangstür hinter sich zuzog. Eine Glasscherbe fiel zu Boden. Er schaute hoch und sah das zerbrochene Fenster über dem linken Türflügel. Mit einem Achselzucken lehnte er sich über den Sitz seiner Vespa. Er klappte ihn zurück und legte das Päckchen mit der Pistole und den drei Magazinen in das Helmfach.

Neun Uhr, hatte ihm sein Auftraggeber gesagt, für neun Uhr habe er die Verabredung mit dem Ziel getroffen. Er sprach stets von Ziel oder Zielobjekt, nie von Opfer. Denn ein Objekt ist eine Sache, ein Opfer dagegen ein Subjekt und damit eine Person.

Überaus genau bereitete er seine Einsätze vor.

Deshalb war er in den letzten Tagen mehrmals am frühen Morgen auf verschiedenen Wegen von der Rue Revebal im Osten von Paris zu den Teichen im Wald von Ville-d'Avray gefahren. Er hatte die Strecke auf Staugefahr und Bauarbeiten überprüft, ja, er hatte sich sogar längere Ampelphasen aufgeschrieben.

Seine Analyse ergab: Durch die Stadt an den Quais der Seine entlang war es am kürzesten, dauerte aber am längsten. Über den südlichen Périphérique war die Strecke zwar ein wenig länger als über den nördlichen, aber es ging am schnellsten.

Deshalb fuhr er jetzt die Rue Revebal hoch, bog in die Rue de Belleville ein und rollte in Richtung Porte des Lilas.

Seit zwölf Jahren wohnte er in der siebten Etage dieses riesigen Blocks mit Sozialwohnungen, wo der weiße Lack von den Fensterläden abplatzte. Drei Zimmer, Küche, Bad. Recht komfortabel für einen Kellner aus dem »Le Pacifique«. Von seinem Wohnzimmer schaute er auf das Flachdach des Hauses nebenan, dessen Eingang um die Ecke in der Rue Jules Romain lag. Eine gute Fluchtmöglichkeit. Deshalb hatte er sich eben diese Bleibe ausgewählt.

Das Haus wurde beherrscht von Chinesen aus Wenzhou, die vor Ende des Kalten Krieges nach Frankreich geflohen waren und sofort Aufenthaltsgenehmigungen erhalten hatten.

Flüchtlinge aus Asien, wo Frankreich einst Kolonien besaß, wurden damals aus schlechtem Gewissen schnell aufgenommen.

Er dagegen war erst später aus der nordchinesischen Gegend Dongbei, einst Mandschurei genannt, nach Paris gezogen. Doch inzwischen waren die Behörden kleinlich geworden. Aufenthaltsgenehmigungen waren rar. Und er hatte keine mehr bekommen.

Im Chinatown von Belleville aber half man sich gegenseitig. Die Chinesen aus Wenzhou gaben den Chinesen aus Dongbei Arbeit. Allerdings zu wahren Ausbeuterlöhnen. Denn sie hatten ja keine Papiere. Er und Tausende seiner Landsleute mussten deshalb als Schwarzarbeiter jeden Drecksjob zu miesen Hungerlöhnen annehmen, um zu überleben.

Die Wohnung hatte er als Flüchtling aus Dongbei auch nur bekommen, weil die aus Wenzhou stammende Madame Li, seine Chefin und die Besitzerin von »Le Pacifique«, das Appartement angemietet hatte.

Da er unter Decknamen lebte, hatte er sich bei der Auswahl des falschen Namens einen Spaß gemacht.

Seinen Nachbarn gegenüber gab er sich als Gao Qiu aus. Und so stand es in seinen gefälschten Papieren.

Für einen Franzosen war Gao Qiu ein Name wie jeder andere.

Aber jeder Chinese wusste, wer Gao Qiu war: Eine unheimliche Figur aus dem chinesischen Volksroman »Die Räuber vom Liang Shan Moor«.

Gao Qiu war in diesem populären Klassiker aus dem 14. Jahrhundert ein hoher und korrupter Beamter am kaiserlichen Hofe. Er ermordete alle, die sich seinem Ziel in den Weg stellten: Gao Qiu, der es bis zum Marschall brachte, wollte den Kaiser stürzen und begehrte die Frauen anderer Männer. Und weil sie seiner Lust im Weg standen, verurteilte er diese Männer zum Tode.

Vor jemandem, der sich Gao Qiu nannte, hatten selbst hochnäsige Chinesen aus Wenzhou heute noch Achtung.

Es wird ein schöner Tag, dachte Gao Qiu.

Am Abend zuvor war er noch um die Ecke gegangen, wo die billigen chinesischen Mädchen den Beruf ausübten, den sie »auf der Straße stehen« nannten. Das gehörte zu seiner Vorbereitung.

Er hatte nicht lange gesucht, bis er YuanYuan fand. Auch sie stammte aus Dongbei. Er gab ihr zwanzig Euro.

Die aufgehende Sonne färbte die spärlichen Wolken im Osten blutrot. Doch als er auf den Périphérique einbog und sah, dass eine lange Schlange von Lastwagen die rechte Spur blockierte, fluchte er nur kurz und schlängelte sich geschickt zwischen den Fahrspuren durch.

DAS ERSTE OPFER

An diesem Morgen rasierte sich Philippe Lefèvre Beine und Arme. Eine Marotte. Aber schließlich gehörte es sich für einen Radrennfahrer, auch nur den geringsten Luftwiderstand so gut wie möglich zu beseitigen. Jedes Härchen könnte den Bruchteil einer Sekunde ausmachen. Es rasierten sich doch alle, selbst die Dopingsünder von der Tour de France. Er war zwar kein Rennfahrer, fühlte sich aber manchmal so, wenn das Adrenalin in seinen Körper schoss, wie »Poupou«. So lautete einst der Spitzname von Raymond Poulidor, der dreimal Zweiter und fünfmal Dritter bei der Tour wurde, aber nie Erster. Ein Pechvogel. Wahrscheinlich hat er sich nicht genug gedopt.

Als Philippe Lefèvre um halb acht aus dem Fenster nach dem Wetter schaute und die Sonne sah neben dem Eiffelturm, der in den blauen Himmel hineinragte, sagte er sich: Ein perfekter Tag, um mein neues Rad einzuweihen.

Monsieur Philippe, wie er in seinem Coiffeur-Salon im Pariser Vorort Meudon genannt wurde, hatte das Cannondale Supersix Hi-Mod für nur fünftausend Euro erstanden, mit einem BB30 Tretlagergehäuse, in dem sich eine Carbonkugel von Cannondale dreht. Bremsen und Schaltung stammten aus SRAMs leichter »Red«-Gruppe. Nur sechs Kilo wog das ganze Rad.

Er quetschte sich in sein neues Outfit, eine knielange graue Hose und ein gelbes Trikot mit aufgedruckten schwarzen Hosenträgern. Philippe zog den Bauch ein und presste alle Luft aus dem Brustkorb, um in die hauteng anliegenden Sachen zu passen.

Fast jeden Sonntag war er mit einem halben Dutzend Freunden unterwegs. Nie weniger als sechzig Kilometer, das war Ehrensache. Aber heute, mitten in der Woche, nahm sich außer ihm keiner frei.

Für die Jungfernfahrt mit seinem neuen Rad hatte sich Philippe eine besonders schwere Strecke ausgedacht. Er würde von Meudon aus den abschüssigen Berg nach Sèvres hinabrollen, im Bistro »La Petite Reine«, dem Stammlokal aller Radfahrer der Gegend, anhalten und einen Kaffee trinken. Und natürlich würde er das Rad vorstellen, seine »petite reine«, seine kleine Königin. Das war zärtlich gemeint, die kleine, zarte Königin Rad im Gegensatz zum dieselstinkenden, lauten König Automobil.

Nach dem Kaffee würde Philippe die steile Route des deux Étangs, den Waldweg zu den zwei Teichen, nach Ville-d'Avray hochfahren und von dort hinüber nach Versailles rollen. Das war sein Plan.

DAS ZIELOBJEKT

Um neun Uhr, bitte keine Minute früher, aber auch keine Minute später, möge er, Mohammed, sich im Wald von Ville-d'Avray einfinden. Im Wald, damit man sie nicht zusammen sähe. Es dauere nicht lange. Es gehe wieder um eine Kurierfahrt. Wie immer nach Genf.

Er würde die Familie gern zu einem Ausflug mitnehmen, schlug Mohammed seiner Frau Aicha vor, auch die kleine sechsjährige Kalila, die schulfrei hatte, würde dabei sein. Beim Picknick. Und er wusste auch schon an welchem Feld in der nahen Normandie er anhalten würde. Aber das sagte er seiner Frau nicht.

Gestern war Mohammed in der Nähe von Houdan zufällig an einem Maisfeld vorbeigekommen, das sehr ungewöhnlich wirkte. Er hielt an und sah, dass der Mais andere Pflanzen nur notdürftig verdeckte: Es war ein illegales Hanffeld. Geschwind hatte er einige große Stängel mit ausladenden Blättern abgeschnitten und in den Kofferraum geladen. Einmal getrocknet und zu Hasch verarbeitet, würde ihm die Ernte mindestens hunderttausend Euro bringen. Eben mal so, nebenbei! Vielleicht könnte er heute noch ein wenig mehr abschneiden. Und damit sich die Hanfernte lohnte, hatte er vom Wagen aus seinen ältesten Freund aus der alten Vorortbande angerufen. Kommst du morgen mit? Klar, der war sofort da-

bei, als Mohammed ihm das mit der Hanfplantage erzählt hatte. Bei dem Ausflug würde für beide viel rausspringen.

Am Abend hatte Mohammed den großen alten Citroën in der engen Einfahrt seines Hauses geparkt und das eiserne Tor zur Straße hin geschlossen. Aber er war nicht mehr dazu gekommen, den Hanf auszuladen. Aicha wartete schon mit dem Essen auf ihn. Zu Ehren seines Schwagers Ibrahim, der morgen früh zurück nach Marrakesch fliegen würde, wo er in einem Ingenieurbüro arbeitete, hatte Aicha eine Tagine mit Lamm gekocht, und anschließend gab es noch ein Couscous.

Als Aicha am nächsten Morgen den Picknickkorb in den Kofferraum stellen wollte, entdeckte sie die Hanfstängel. Hysterisch schrie sie ihn an: »Du unglaublicher Idiot, du bringst uns noch ins Unglück!«

Aicha, die wie Mohammed in den letzten Hütten des Bidonville von Gennevilliers aufgewachsen war, wusste, was Hanf bedeutete. Ihr jüngerer Bruder war im Drogenkrieg mit Kerlen aus dem »Quartier des Courtilles« getötet worden. Er hatte mit der Bande, zu der er gehörte, eine Hanfplantage in einer verlassenen Fabrik geplündert.

»Ich reiße das Zeug alles raus, sobald wir im Wald sind, und schmeiße es weg!«, keifte sie.

»Bist du wahnsinnig geworden, Frau? Haben wir das Zeug erst einmal verkauft, können wir uns endlich ein Haus in Marrakesch leisten!«, brüllte Mohammed zurück und schlug ihr zweimal so fest ins Gesicht, dass ihr Kopftuch verrutschte. »Setz dich ins Auto und schweig!«

Einen schrillen Laut ausstoßend warf Aicha den Picknickkorb auf den Boden, kletterte zu ihrer kleinen Toch-

ter Kalila auf die hintere Bank des Wagens und knallte die Tür zu.

Fluchend sammelte Mohammed Besteck und Tüten ein, die aus dem Korb gefallen waren und stellte ihn in den Kofferraum.

Mohammed schaute auf die Uhr. Jetzt wurde es Zeit, und der Freund war noch nicht da. Er ging auf die Straße, kein Freund nirgendwo zu sehen. Er ging zurück zum Wagen, stieg ein, und als er aus der Ausfahrt auf die Straße bog, stieg sein Freund gerade von seinem Motorrad, sprang auf den Beifahrersitz und drehte sich zu Aicha und Kalila, um sie freundlich zu begrüßen.

Aber er erntete nur eisiges Schweigen.

Als Mohammed losfuhr, schlug ihm Aicha plötzlich mit aller Kraft zweimal auf den Hinterkopf und lehnte sich dann mit einem undurchdringlichen Gesichtsausdruck wieder zurück, als wäre nichts geschehen. Mohammed bremste so scharf, dass Frau und Kind gegen die Rückenlehnen der Vordersitze geworfen wurden.

Alle schrien durcheinander.

Die kleine Kalila hielt sich die Ohren zu, dann klappte sie die Armlehne im Rücksitz hoch, wodurch ein breiter Durchschlupf frei wurde. Um dem andauernden Streit der keifenden Eltern zu entfliehen, kletterte sie mit ihrem samtweichen Plüschmarienkäfer im Arm nach hinten, wo Mohammed ein Versteck eingerichtet hatte, das ihm für seine Kurierfahrten in die Schweiz diente, etwa wenn er dort ungewöhnlich hohe Beträge an Bargeld abholte.

Das sechsjährige Mädchen hatte sich angewöhnt, in die dunkle Höhle zu fliehen, wenn die Eltern sich anschrien.

Und das taten sie häufig. In diesem Schutzraum fühlte sich Kalila geborgen. Er schirmte sie vor allem ab.

Wütend gab Mohammed Gas und fuhr schneller als erlaubt auf dem Périphérique, um die Verabredung mit seinem Auftraggeber im Wald von Ville-d'Avray pünktlich einzuhalten.

DER ENGLISCHE ZEUGE

Welche Rahmengröße fahren Sie?«, fragte Monsieur Philippe den Engländer, der sein Cannondale Supersix neben dem Rad des Coiffeurs aus Meudon vor dem Bistro »La Petite Reine« abschloss.

Major Glen Stark zog die Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf. Sein Französisch war so schlecht, dass er die Frage nicht verstand. Philippe beugte sich über das Rad, suchte die eingepprägten Ziffern und sagte: »Ah, Sie haben ein Dreiundsechziger. Sie sind auch größer als ich. Ich habe einen vierundfünfziger Rahmen.«

»Oh, Dreiundsechziger«, lachte Glen Stark, »ja. Ich bin auch sechs Fuß und sechs Zoll groß.«

Jetzt lachte Philippe: »Sehr groß. Aber ich weiß nicht, was sechs Fuß sind.«

Der Coiffeur hatte seinen Kaffee getrunken, stand jetzt mit dem Wirt des Bistros und einem Kellner auf dem Trottoir und führte stolz alle Feinheiten seiner kleinen Königin vor, als Glen Stark auf der Straße anhielt, prustend von seinem Sattel stieg und das Rad auf den Gehsteig hob.

Es war kurz vor halb neun.

Das Palaver ging über den seltenen Zufall, dass sich hier zwei Radfahrer aus verschiedenen Nationen mit dem gleichen, teuren Modell trafen. Allerdings war das Gerät des Engländers schon Tausende von Meilen gerollt und zeigte

dies mit allerhand Spuren am Rahmen, am konischen Gabelschaft, an den Rädern.

Stark war schon eine halbe Stunde unterwegs.

Er hatte sein Rad mitgenommen aufs Zimmer Nummer 60 im Hotel »Jeanne d'Arc« im Marais. Als er im Internet nach einer Übernachtung »mit Fahrrad« in Paris gesucht hatte, war er auf diese Adresse gestoßen. Zimmer 60 war karg möbliert. Neben einem Bett mit einer geschmacklosen Blumendecke stand nur noch ein kleiner Bistrotisch. Der Major hatte ein Foto von sich und dem Rad neben dem Bett mit Selbstauslöser aufgenommen und ein zweites neben der Wanne in dem blau gekachelten Bad. Die Aufnahmen wollte der Hotelier auf seine Website stellen, wo man andere Bilder von »room+cycle« anklicken konnte.

Vom Hotel »Jeanne d'Arc« bis zum Bistro »La Petite Reine« waren es knapp fünfzehn Kilometer immer an der Seine entlang. Vierzig Minuten.

Als Tagesziel hatte sich der Major die Gärten von Monet in Giverny vorgenommen, sie lagen noch weitere sieben Kilometer entfernt. Er würde dort zu Mittag essen und wäre gegen sechs Uhr abends wieder im Hotel.

Major Glen Stark, immer noch durchtrainiert aus seiner Zeit bei der Royal Air Force, leitete den Sicherheitsdienst der National Gallery in London, wo ihn eine große Ausstellung des französischen Landschaftsmalers Jean-Baptiste Corot ein Jahr zuvor so stark beeindruckt hatte, dass er seine heutige Strecke über die »Étangs de Corot« – über die Teiche von Ville-d'Avray – geplant hatte, die Corot so häufig gemalt hatte, dass sie auch seinen Namen trugen.

»Da geht mein Weg auch lang«, sagte Monsieur Phil-

ippe und machte sich startklar. »Wollen wir zusammen fahren?«

»Danke für die Einladung«, sagte Major Glen Stark, »aber ich will eben ein Glas Wasser trinken und mich für den Aufstieg ausruhen.«

Bei seiner Aussage vor der Polizei gab er dann an, Monsieur Philippe sei wohl gegen Viertel vor neun losgefahren, fünfzehn Minuten vor ihm.

DIE ALTE WAFFE

Eine Patrone hatte Gao Qiu in den Lauf geschoben. Das Achtermagazin steckte im Griff der Pistole. Zwei weitere Magazine lagen rechts und links in den Jackentaschen.

Heute müsste er mit einem Magazin auskommen.

Es ging ja nur um ein einziges Ziel.

Bei diesem Auftrag hatte sich Gao Qiu für eine deutsche Luger Po6 entschieden. Die war 1929 in Bern für die Schweizer Armee in Lizenz hergestellt worden, die Eidgenossen wollten damals ihre Unabhängigkeit von Deutschland beweisen.

Im Internet hatte er im Blog über die Luger Po6 folgenden Dialog gelesen: Carbone¹⁴ schrieb: Super, du schießt damit? Wenn man von den Resultaten hört, sind die von guter Qualität.

Bosco antwortete: Mit dem Ding machst du nur Zehner!

Zehn Punkte zählt ein Treffer ins Herz der Zielscheibe.

Von einem Auftragskiller erwartete man eine moderne Waffe, eine Heckler & Koch, eine Sig-Hämmerli, eine Walter PPK, eine Mauser oder eine Magnum, eine 9 mm Parabellum, Munition, die genau trifft und tötet, aber doch keine 7,65 Millimeter, wie seine Luger!

Gao Qiu handelte bewusst anders als erwartet, weil er voraussah, welches Verhalten die Polizei einem Killer zu-

ordnete. Wahrscheinlich würden die Ballistiker gar nicht herausfinden, womit er geschossen hatte. Und sollten sie es doch tun, würden sie sich sehr viele Fragen stellen. Wer schießt heute noch mit einer Pistole aus dem Jahr 1929?

Außerdem würden sie über die Herkunft der Luger nie etwas erfahren, denn er setzte eine Waffe nur einmal pro Auftrag ein. Und die Herkunft war sowieso nicht nachzuvollziehen, weil er sich sein Gerät mal in Bulgarien, mal in Rumänien, manchmal sogar in Südamerika besorgte. Dazu kam, dass er erst zahlte, nachdem er mindestens vier Magazine auf eine Zehner-Ringscheibe abgefeuert hatte. Aus zehn Meter Entfernung. Mit keinem Schuss aus der Luger hatte er schlechter als die Acht geschossen.

In Mladost, einem Stadtteil von Sofia, wo er mit dem Wagen hingefahren war, hatte Gao Qiu letzte Woche den Preis für diese Luger auf 370 Leva runtergehandelt und dann mit Euro gezahlt. Großzügig aufgerundet 200 €. Die beiden zusätzlichen Magazine forderte er vom Verkäufer kostenlos obendrauf.

Gao Qiu schaute auf die Uhr.

Kurz vor neun.

Das Ziel würde mit einem großen alten Citroën kommen, hatte der Auftraggeber ihm durchgegeben. Zwischen den beiden Teichen würde der alte Citroën auf dem Waldweg nach oben fahren und an der kleinen Lichtung halten.

Von hier aus fiel der Weg wieder ab in das Tal.

Dort unten stand seine Vespa.

Als Gao Qiu ein Auto den Weg entlangfahren hörte, warf er einen Blick in den Wald. Ein großer alter Citroën. Niemand sonst war zu sehen. Er versteckte sich hinter

dem Stamm einer alten Buche und wartete. Das Motoren-
geräusch war jetzt ganz nah. Dann erstarb es.

Eine Wagentür wurde geöffnet und fiel mit einem
dumpfen Geräusch wieder zu.

Im Kies hörte er Schritte. Dann war Ruhe.

»Ist da jemand?«, rief Mohammed. »Hallo?«

Eine kurze Pause. Die Stimme kam näher.

»Monsieur? Ich bin's, Mohammed!«

Die Pistole mit ausgestrecktem Arm bereit zum Schuss,
trat Gao Qiu hinter dem Baum hervor, wurde aber durch
ein mechanisches Geräusch abgelenkt.

Mohammed stand mitten auf dem Weg.

Er schaute nach links den Hügel hinab, von wo kei-
ne zwanzig Meter entfernt ein Radfahrer auf ihn zukam,
wie ein Profi gekleidet in eine hautenge, knielange graue
Hose und ein gelbes Trikot mit aufgedruckten schwarzen
Hosenträgern.

Mit gekrümmtem Rücken warf der Mann das volle Ge-
wicht seines Körpers wie ein Pendel auf die rechte, dann
auf die linke Pedale.

Rechts, links. Rechts, links. Rechts, links.

Philippe Lefèvre japste und hatte keinen Blick für die
Umwelt, er schaute stur auf den Waldweg, um größeren
Steinen auszuweichen.

Weil Gao Qiu in Notsituationen stets blitzschnell richtig
entschied, hatte er in seinem Gewerbe einen hervorra-
genden Ruf.

Die Lage?

Mohammed sah ihn nicht und war zu Fuß. Auf das
Zielobjekt brauchte er jetzt nicht als Erstes zu schießen.

Dagegen würde sich der Radfahrer an ihn erinnern und könnte mit seinem Tretross schnell fliehen.

Also zielte Gao Qiu in die Mitte des gelben Trikots und zog zweimal kurz hintereinander ab. Monsieur Philippe fiel vom Rad, stolperte einige Schritte, sackte zusammen und blieb am Anfang der Lichtung kurz vor dem alten Citroën liegen.

Regungslos.

Doch das nahm Gao Qiu nur noch aus dem Augenwinkel wahr, er hatte sein Zielobjekt schon ins Visier genommen.

Mohammed hatte den Doppelknall gehört, den Radfahrer stürzen sehen und dann den Schützen erblickt, der sich eine schwarze Kapuze über den Kopf gezogen hatte. Mohammed rannte zurück in Richtung seines Wagens.

Es fiel Gao Qiu nicht leicht, den Auftrag noch zu erfüllen.

Er schoss alle drei Magazine leer, dann hatte er es geschafft.

Schweißgebadet dachte Gao Qiu, das ist gerade noch mal gut gegangen. Und er notierte in seinem Gedächtnis: Ein viertes Magazin wäre besser gewesen.

Er zog die Kapuze ab und blickte sich um.

Immer noch war niemand zu sehen. Er lief quer durch den Wald ins Tal, wo er seine Vespa abgestellt hatte, holte den Helm aus dem Fach unter dem Sitz, verstaute die Pistole und die leeren Magazine darin und fuhr nach Hause. Der Fahrtwind trocknete seinen Schweiß.

EINE VIERTELSTUNDE SPÄTER

Glen Stark hatte einen Kaffee, der ihn stimulieren würde, und eine kleine Karaffe Leitungswasser getrunken. Eine Viertelstunde nach Monsieur Philippe stieg er auf sein Cannondale und wurde vom Wirt des Bistros »La Petite Reine« persönlich auf der Straße verabschiedet. Er schrie ihm »bonne route« hinterher und wies mit einer ausladenden Handbewegung noch einmal in die Richtung zu dem Weg in den Wald von Ville-d'Avray.

»Das finde ich schon«, rief der englische Major zurück und deutete auf das iPad, das er vor sich an der Lenkstange befestigt hatte. Das GPS-Programm zeigte an, wo er sich gerade befand und wo er hinfahren sollte.

Als er von der Rue des Petits Bois in die Route de Jardy einbog, raste ein weißer Porsche Cayenne um die Kurve und fuhr ihn fast um. Der Fahrer hielt kaum an der Kreuzung und ließ den Motor aufröhren, als er sah, dass er freie Bahn hatte. Stark schaute ihm nach und verfluchte die aggressiven französischen Autofahrer. Es gab eben einen Unterschied zwischen dem angeberischen Blechkönig und der gefühlvollen »Petite Reine«.

In der kühlen Waldluft entspannte er sich.

Die alten Buchen standen weit auseinander und filterten die Sonnenstrahlen zu einem milden Licht. Er hörte Vogelgezwitscher und bedauerte, dass er sich als Junge

nie die Mühe gemacht hatte zu lernen, die einzelnen Stimmen zu unterscheiden. Es wäre schön, dachte er, wenn er wüsste, ob ihn da ein Rotkehlchen oder eine Blaumeise begrüßte.

Der Aufstieg war steiler, als er erwartet hatte, aber das tat ihm jetzt gut. Er schaltete zwei Gänge zurück und trat fest in die Pedale. Ihm wurde warm. Gut für die weitere Fahrt.

Der Waldweg war nicht geteert und befand sich in einem schlechteren Zustand, als er erwartet hatte. Da muss man aufpassen, dass der Reifen nicht über einen spitzen Stein holpert und man sich ein Loch einfängt. Konzentriert verlagerte Major Stark sein Gewicht auf die Pedale, rechts, links, rechts, links, rechts, links, schaute auf den Weg zehn Meter vor sich und begann heftiger zu atmen.

Rechts, links, rechts, links. Rechts, links.

Die Anstrengung weitete seine Lungen, er fühlte sich wohl.

Rechts, links, rechts, links. Rechts, links.

Zuerst sah er das Rad von Monsieur Philippe am Rand der kleinen Lichtung liegen und dachte, der wird wohl eine kleine Pause eingelegt haben. Das ist typisch französisch, sagte sich der Engländer, das Rad so achtlos hinzuwerfen. Das würde er nie tun.

Noch viermal getreten, dann öffnete sich der Weg dem Blick.

Es war 9 Uhr 15.

Monsieur Philippe lag am Ende der Lichtung, das Gesicht nach unten, im Gras. Seine Glieder waren merkwürdig verdreht, der Motor des Citroën lief, seine Hinterräder drehten im Sand eines Grabens durch.

Glen Stark legte sein Rad auf den Waldboden und sah nach Monsieur Philippe.

Der war zweimal in die Brust getroffen, atmete aber noch. Stark drehte ihn vorsichtig in Seitenlage, rannte zu dem Wagen und konnte kaum glauben, was er sah. Der Fahrer war über dem Steuer zusammengesunken, der Mann auf dem Beifahrersitz lehnte mit dem Kopf gegen das Fenster, auf der Rückbank lag eine Frau. Er versuchte eine Tür zu öffnen, sie war von innen verriegelt. Mit einem kräftigen Schlag seines rechten Ellenbogens gelang es Stark, das durch Einschüsse zerlöchernte Fenster einzuschlagen. Dann drehte er den Schlüssel im Zündschloss um, der Motor erstarb.

Der Fahrer war mit einem Kopfschuss getötet worden. Genauso hatte man die beiden anderen hingerichtet. Mit Schüssen durch das Fenster an der linken Tür hinten.

Es musste eben erst passiert sein.

Vielleicht versteckt sich der Mörder noch hinter den Bäumen und wartet auf eine gute Gelegenheit, auch ihn umzulegen.

Er schaute sich um. Niemand war zu sehen.

Schnell duckte er sich hinter den Wagen. Vielleicht versteckte sich hier irgendwo ein Verrückter und wartete nur darauf, auch auf ihn zu schießen.

Angst? Ein Mitglied der Royal Air Force hat keine Angst, selbst wenn es längst aus dem aktiven Dienst ausgeschieden ist.

Immer noch im Schutz des Wagens holte er sein Handy hervor und drückte auf den Notrufknopf. Vergebens. Er hatte keinen Empfang. Glen Stark rannte zu seinem Rad.

Auf dem iPad sah der Major, dass der Weg zu den Tei-

chen von Corot wesentlich kürzer war als der, den er bisher durch den Wald genommen hatte. Und er führte wieder bergab.

Also schob er das Rad an, sprang mit dem rechten Fuß auf die Pedale, schwang das linke Bein über den Sattel und fuhr so schnell er konnte den Waldweg entlang.

Eine Minute später traf er auf dem Parkplatz zwischen den Seen einen Spaziergänger mit seinem Jagdhund. Stark rief ihm schon von weitem zu »au secours – help«, und in seinem schlechten Französisch erklärte er radebrechend, drei Tote und ein Schwerverletzter lägen oben im Wald. Pantomimisch formte er mit seiner rechten Hand eine Pistole.

Der Spaziergänger holte sein Smartphone um 9 Uhr 19 hervor und rief um Hilfe.

CROISSANT IM AUX FOLIES

Als Jacques seine Zeitungen am Kiosk von Nicolas bezahlte, hörte er hinter sich die kräftige Stimme von Jérôme, dem beliebten Hausarzt von Belleville.

»Gibst du mir einen Kuss auf den Mund, Valérie?«, fragte er und juchzte lachend.

»Hör auf mit dem Blödsinn!«, antwortete Valérie und sah gequält zu Jacques. »Nachher glaubt Monsieur le Juge auch noch, wir beide hätten was miteinander.«

Jacques sah Nicolas, den Mann von Valérie, mit verzweifelmtem Lächeln an und drehte sich zu Jérôme: »Den Witz habe ich jetzt sicher zum fünften Mal von dir gehört!«

»Aber er ist immer noch gut.« Jérôme lachte.

»Ihr habt es aber auch nicht leicht«, sagte Jacques zu dem Ehepaar im Kiosk, das seit Menschengedenken neben dem Eingang zur Metrostation am Anfang der Rue de Belleville Zeitungen und Zeitschriften verkaufte. Jeden Morgen bis neun Uhr war der Andrang so groß, dass beide zusammen ihre Kunden bedienten.

Das Paar hatte es wirklich nicht leicht. In den vergangenen fünf Jahren hatte Nicolas es ertragen müssen, wegen seines Vornamens gehänselt zu werden: Nicolas wie der ungeliebte Präsident Nicolas Sarkozy. Der war so unsympathisch, dass er abgewählt wurde.

Jetzt aber war Valérie dran, hochgenommen zu werden. Denn Valérie hieß auch die zickige Gefährtin des neuen Präsidenten François Hollande. Und was für eine Zicke die war, hatte Jérôme selbst erlebt.

Das Pikante war, dass François Hollande zusammen mit der ehemaligen Ministerin Ségolène Royal, eine äußerst ehrgeizige, aber dröge Person, vier Kinder gezeugt – und sie dann wegen der schönen Valérie verlassen hatte.

Deshalb wurde jetzt Valérie Erste Dame im Staate und nicht Ségolène, die fünf Jahre zuvor selbst als Präsidentschaftskandidatin der Sozialisten in den Wahlkampf gezogen war, aber gegen Nicolas Sarkozy verloren hatte. Also ganz schön verworrene Verhältnisse.

Weil Jérôme es selbst erlebt hatte, wiederholte er seine unglaubliche Geschichte wieder und wieder.

Unglaublich war sie, weil man den kleinen Vorfall, der Jérôme so erregte, weniger im Reich der hohen Politik, als unter pubertierenden Jungen und Mädchen vermuten würde.

Am Tag des Wahlsiegs von François Hollande war der fröhliche Arzt von Belleville mit einer lauten Truppe von Stammgästen aus dem Bistro »Aux Folies« auf die Place de la Bastille gezogen. An der Bastille, dort wo einst die Revolution ausgebrochen war, feierten die Sozialisten aus Tradition, wenn es, was selten genug war, etwas zu bejubeln gab.

Die Leute aus Belleville nahmen an Siegesfeiern der Linken stets mit innerer Überzeugung teil, denn sie vergaßen nie, dass es ihre Vorfahren waren, die einst die Pariser Kommune errichten wollten. Ein politischer Traum, der 1871 zusammenkartätscht worden war. Die Kommunarden

aus Belleville waren an die Wand gestellt und füsiliert worden. Seitdem ruhten sie in der süd-östlichen Ecke des Friedhofs Père Lachaise.

Jérôme stand also an jenem Abend auf der Place de la Bastille mit seinen Freunden weit vorne an der Tribüne, wo schon die eine oder andere Flasche kreiste. Dem Sieger nahestehende Musiker gaben ein großes Konzert: Juliette, Cali, Yannick Noah, Ridan, Anaïs, Camélia Jordana. Auch der 86 Jahre alte Schauspieler Michel Piccoli trat auf und heizte die Menge an.

Wie ein Bienenschwarm klammerten sich einige Hundert Menschen an den schräg ansteigenden Sockel der Säule inmitten des überfüllten Platzes.

Gegen elf zeigte sich schließlich der frisch gewählte Präsident François Hollande seinen Wählern.

Mit ihm strömten die führenden Sozialisten auf die Bühne, darunter auch die von ihm verlassene Mutter seiner vier Kinder, Ségolène Royal.

Alle umarmten François Hollande.

Schließlich gab er auch seiner Ex je eine Bise, einen Wangenkuss, zuerst auf die linke und dann auf die rechte Backe. Was nicht viel bedeutet, weil sich in Frankreich ja auch miteinander befreundete Männer so begrüßen.

Man könne es nicht glauben, was dann geschah, feixte Jérôme regelmäßig an dieser Stelle seiner Erzählung. Ja, aber er habe es selber gesehen!

Denn kaum sah Hollandes schöne Valérie diese banale Geste ihres Lebensgefährten gegenüber seiner Ex, da stürzte sie sich auch schon auf ihn, den zukünftigen Präsidenten der Republik, der vorne an der Rampe stand, und brüllte ihm laut und launisch ins Ohr:

»Du küsst mich jetzt sofort vor allen auf den Mund.«

Er tat es. Und der Kuss wurde live gesendet.

Spät abends hat Jérôme die Geschichte brühwarm noch an der Theke von Aux Folies weitergetratscht und alle zum Lachen gebracht. Valérie habe sich benommen wie eine Vierzehnjährige gegenüber ihrem ersten Freund. Jérôme schaute sich die Szene immer wieder auf YouTube an.

»Kommst du mit auf einen Kaffee?«, fragte Jacques den jovialen Hausarzt.

»Geht nicht«, antwortete der und wedelte mit seiner Zeitung, »ich habe gleich Sprechstunde. Vielleicht sehen wir uns heute Abend. Oder hast du viel zu tun?«

»Geht so!« Jacques winkte Valérie und Nicolas im Kiosk zu und ging hundert Schritte die Rue de Belleville hoch zum Bistro »Aux Folies«, begrüßte den Wirt mit Handschlag – salut Gaston, salut Jacques – und setzte sich auf seinen Stamplatz.

Gaston, der es sich nicht nehmen ließ, den populären Untersuchungsrichter selbst zu bedienen, verschwand in der Küche und kam schnell mit einem Café crème und einem warmen Croissant zurück.

Er stellte das Frühstück schweigend vor Jacques, weil er wusste, dass der Richter morgens eher wortkarg war und nur seine Zeitung lesen wollte.

»Blöde Kuh«, rief Jacques plötzlich zornig, warf die Zeitung auf den Stuhl neben sich und hätte dabei fast seinen Kaffee umgestoßen.

Gaston stand an der Tür zur Straße und tat so, als schaue er unbeteiligt auf das Treiben in der Rue de Belleville.